

*Skye Warren*

# FERNWEH

Aus dem Amerikanischen von Manfred Sanders

**FESTA**

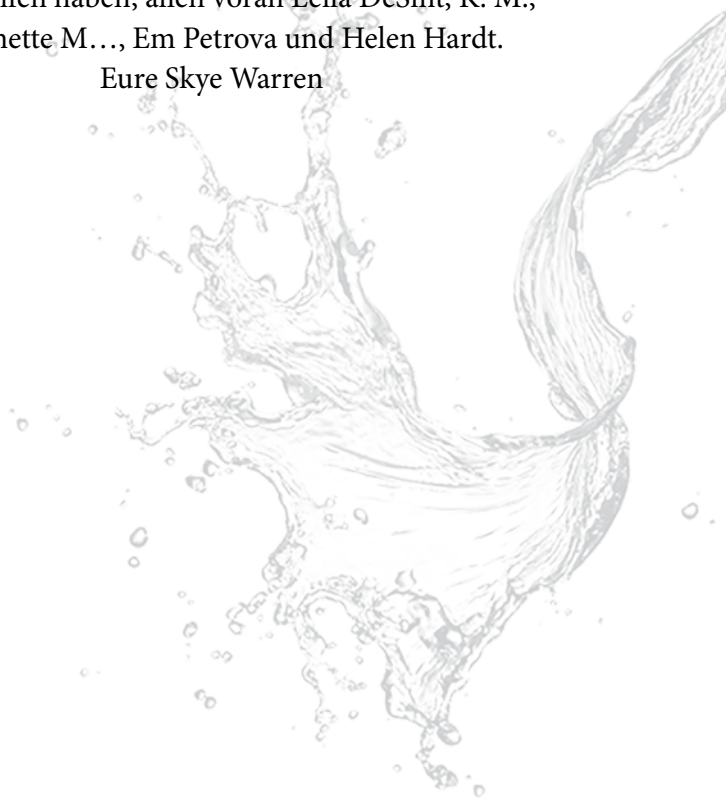
Die amerikanische Originalausgabe *Wanderlust*  
erschien 2013 im Verlag Smashwords.  
Copyright © 2013 by Skye Warren

1. Auflage Mai 2018  
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig  
Veröffentlicht mit Erlaubnis von Amber Shah.  
Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30872 Garbsen  
Titelbild: [www.istockphoto.com](http://www.istockphoto.com) – supershabashnyi  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-649-6  
eBook 978-3-86552-650-2

## VORBEMERKUNG DER AUTORIN

Liebe Leserinnen und Leser,  
*Fernweh* erkundet Themen wie Gefangenschaft und zweifelhafte Freiwilligkeit. Die Geschichte ist als Fantasie für all jene gedacht, die gerne Romane über solche Themen lesen. Und ich hoffe, dass es euch gefällt ... Dieses Buch ist denen gewidmet, die gefunden wurden – und die niemals vergessen, wie es sich anfühlt, verloren zu sein. Ich danke den Probelesern und Lektoren, die mir geholfen haben, allen voran Leila DeSint, K. M., Antoinette M..., Em Petrova und Helen Hardt.  
Eure Skye Warren





## **EINS**

*Die Niagarafälle entstanden vor 10.000 Jahren  
durch Gletscheraktivitäten.*

Von unten war das Scheppern von Töpfen und Pfannen zu hören. Ich zuckte zusammen, blieb aber im Schneidersitz auf meinem Bett sitzen und betrachtete die Auswahl an Dingen, die ich als unentbehrlich eingestuft hatte. Ein paar Klamotten, Toilettenartikel.

Eine Straßenkarte.

Es gab so vieles, was ich nicht wusste, so vieles, was ich noch nicht gesehen hatte. Mein Mangel an Wissen war zu etwas fast schon Greifbarem geworden, er füllte mich aus, drohte mich zu ersticken, bis ich das Gefühl hatte, mich dringend an die Oberfläche strampeln zu müssen, um atmen zu können.

Ironischerweise diente gerade diese Unschuld meiner Mom als Begründung dafür, dass sie mich zu Hause behielt. Die Welt war viel zu gefährlich und ich war ja nicht in der Lage, mich selbst zu schützen. So wie sie es schilderte, wimmelte es auf den Straßen von lüstern grinsenden Männern, die nur darauf warteten, über mich herfallen zu können.

Es war ihre Angstneurose, die da aus ihr sprach. Das hatte jedenfalls der Therapeut gesagt, bevor wir aufgehört hatten hinzugehen.

»Evie!«, rief meine Mutter aus der Küche.

Sie würde es noch dreimal wiederholen, bevor sie anfang zu schreien. Viermal, bis sie etwas zu Boden warf. Sechsmal,

bis sie hoch in mein Zimmer kam und verlangte, dass ich ihr Kaffee kochte – oder was immer sie gerade brauchte.

Ich hatte früh gelernt, selbstständig zu sein, hatte Nudeln mit Käsesoße zusammengepanscht, bevor ich groß genug war, um über den Topfrand zu schauen, und desinteressierten Lehrern Ausreden für meine häufige Abwesenheit aufgetischt. Während der High-School-Zeit war ich zu Hause geblieben und hatte durch Fernkurse meine Hochschulreife erlangt. Nach zwei Jahren des Fernunterrichts am Community College sehnte ich mich verzweifelt nach menschlichem Kontakt.

Ich nahm mein Buch in die Hand und strich mit den Fingern über die kühle, glänzende Oberfläche.

Die Bücherei war einer der wenigen Orte, die von meiner Mutter gebilligt wurden. Ich hatte dort fast alle Bücher gelesen, hatte tausend Leben auf Papier gelebt, war in 80 Tagen um die Welt und hinter den Spiegel gereist. Ich wusste über Hoffnung und Tod Bescheid, über Angst – und die Würde, die erforderlich war, um sie zu überwinden. Aber nur in theoretischen Konstrukten aus Tinte und getrocknetem Papierbrei.

Als ich irgendwann keine Lust mehr hatte, immer die gleichen Sachen zu lesen, war ich in die Sachbuchabteilung spaziert. Dieses Buch hier hatte ich aus einer Laune heraus aus dem Regal genommen, mehr zum Spaß, weil ich den Titel so albern fand: Was Sie schon immer über die Niagarafälle wissen wollten. Wer wollte denn etwas über die Niagarafälle wissen?

Und dann las ich es.

Eine Woche lang kam ich jeden Tag wieder, begeistert von den Beschreibungen, fasziniert von den Bildern des herabstürzenden Wassers, verzaubert von der Erhabenheit

und Magie dieses Ortes, der gleichzeitig so fern und doch vielleicht eines Tages erreichbar war. Meine Mutter erlaubte es nicht, dass ich mir einen Büchereiausweis zulegte, also hatte ich das Buch gestohlen und behalten.

Mittlerweile war das Papier dünn und weich geworden, abgenutzt vom jahrelangen Durchblättern. Der Einband hatte sich gelockert, die Fäden der Bindung waren zwischen Buchdeckel und Leimung sichtbar. Wahrscheinlich wurde es nur noch von dem transparenten Klebeband zusammengehalten, mit dem die Büchereisignatur am Buchrücken befestigt war.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, flüsterte ich.

Mein Geschenk an mich: endlich den Ort zu sehen, nach dem ich mich schon so lange sehnte. Den Ort, von dem ich schon geträumt hatte, bevor ich das Buch geklaut hatte, die ganzen 20 Jahre meines Lebens. Raum zum Atmen. Freiheit.

Auch meine Kamera konnte mir nicht geben, was ich brauchte. Ich scrollte auf der Digitalanzeige durch die Fotos, die ich alle im Haus oder im Hof aufgenommen hatte. Heutzutage wurde Mom ja schon zappelig, wenn ich nur rüber zum Park ging. Und irgendwann konnte man einfach nicht mehr so tun, als wäre ein Foto des Blumentopfes aus einem neuen Winkel kreativ und künstlerisch – und nicht nur erbärmlich. Ich wollte neue Dinge sehen, neue Orte. Neue Menschen.

Ich stopfte alles in meinen Beutel. Eigentlich war ich ja schon viel zu alt für den rosafarbenen Rucksack. Aber andererseits war mein Körper auch zu alt für mich. Irgendwann in den letzten fünf Jahren war ich zu einer Frau erblüht, mit vollen Lippen und noch volleren Brüsten, mit

Haaren an Stellen, die ich kaum zu berühren wagte, außer wenn ich nicht anders konnte, nachts in meinem Bett, und ich tat es – oh, ich tat es und ich schämte mich dafür. Ich schämte mich für die Feuchtigkeit und die entsetzliche, prickelnde Lust, die meine Finger erzeugten.

Mein 20. Geburtstag. Weder meine Mutter noch ich hatten beim Frühstück davon gesprochen, als könnte schon die bloße Erwähnung der vergehenden Zeit das zerbrechliche Motivbild, hinter dem wir uns versteckten, rissig werden lassen.

Und jetzt würde ich es zerschlagen.

Ich würde nicht um die Welt reisen oder auch nur den Bundesstaat verlassen – jedenfalls nicht heute. Aber die Furcht fühlte sich riesig an in meinem Magen. Moms Angstneurose färbte allmählich auf mich ab. Ich musste dringend hier raus.

Alles passte genau in meinen verblichenen Rucksack, aber ich war ja auch geübt im Packen, nachdem ich es mindestens ein Dutzend Mal gemacht hatte. Jedes Mal hatte es in Geschrei und Tränen geendet und damit, dass ich wieder nach oben in mein Zimmer ging.

Aber nicht dieses Mal. Wenn ich es jetzt nicht durchzog, würde ich nie hier rauskommen. Ich würde ewig hier leben.

Ich würde hier sterben.

Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch hängte ich mir den Rucksack über die Schulter und ging die Treppe hinunter. Meine Mutter saß am Küchentisch, ihren dünnen Hausmantel nur locker zugebunden, die Augen glasig von den Pillen. Die Medizin sollte ihr eigentlich helfen, aber es wurde nie besser mit ihr – nur immer schlimmer. Nur immer mehr Angst, mehr Kontrollzwang.

Die vielen Chemikalien hatten ihren Tribut von ihrem Körper gefordert. Sie sah so müde aus. Beim Anblick der erschöpften Schatten unter ihren Augen und der angespannten Linien um ihren Mund zog sich mir immer der Magen zusammen. Ich sollte hier sein, um sie zu beschützen. Aber ich konnte es nicht, ich konnte nicht.

Ich lehnte den Rucksack an das Tischbein und setzte mich ihr gegenüber.

»Mama.«

Ihre Augen fokussierten sich. Sie seufzte. »Nicht das schon wieder, Evie.«

Ich schluckte. »Bitte, Mama, versuche es zu verstehen. Ich muss mehr von der Welt sehen als diese Wände hier.«

»Was gibt es da schon zu sehen? Leid? Verhungerte Menschen? Stell den Fernseher an, wenn du so dringend die Welt sehen willst. Du weißt, dass ich recht habe.«

Wir schauten immer die Nachrichten zusammen. Jede junge Frau, die entführt wurde, jede Studentin, der etwas in den Drink getan wurde, wurde gegen mich verwendet.

Das hättest du sein können, sagte sie dann.

Während die meisten Familien die Tragödien von Fremden an sich vorbeiziehen ließen wie Meereswellen, fing sie sie ein, sammelte sie, schrieb sich ihre Namen und ihr Alter in ihre Notizbücher, um nach sechs Monaten zu überprüfen, ob sie gefunden worden waren, nach einem Jahr, nach fünf Jahren, bis ich das Gefühl hatte, in unsichtbarer Gewalt zu ertrinken.

»Ich will mir nicht die Nachrichten ansehen. Ich will die Dinge selber sehen. Normale Dinge. Ich will normal sein. Ich will leben!«

Sie machte ein finsternes Gesicht. »Sei nicht so melodramatisch. Du lebst hier. Du bist hier in Sicherheit.«



Ich blieb hart. »Nein, Mama. Ich weiß ja, dass du das Haus nicht verlassen kannst, aber genauso wenig kann ich ewig hierbleiben. Ich muss hinaus in die Welt gehen. Meine eigenen Erfahrungen machen. Und ich werde es tun. Diesmal kannst du mich nicht aufhalten.«

Ihr Gesicht schien Risse zu bekommen. Dicke Tränen rollten ihr über die Wangen. »Ich verstehe nicht, warum du so redest. Was habe ich denn jemals anderes getan, als dich zu beschützen?«

Schuldgefühle drohten mich zu überwältigen, aber ich kämpfte sie nieder. Ich musste stark sein.

»Ich kann hier nicht bleiben. Ich liebe dich, aber ich kann wirklich nicht bleiben.«

»Evie, Evie, mein Baby.« Flehend faltete sie die Hände.

Ich kniete mich vor sie und nahm ihre Hände in meine. Unter der papierdünnen Haut konnte ich jeden Knochen und jede Sehne spüren.

»Bitte. Lass mich gehen. Ich werde dich besuchen kommen. Vielleicht ziehe ich auch nach einer Weile wieder in die Stadt. Aber erst muss ich etwas von der Welt sehen.«

»Wovon willst du das bezahlen?«

Mit 16 hatte ich das Glück gehabt, einen Job bei einem kleinen Fotostudio ein Stück die Straße runter zu finden. Die Arbeit konnte ich von zu Hause aus erledigen und das Gehalt wurde direkt auf unser Konto gebucht – na ja, genau genommen das Konto meiner Mutter. Ich würde das Geld nicht anrühren, selbst wenn ich es könnte, denn ich wusste, dass sie sonst kein Einkommen hatte.

Aber ich bekam ein kleines wöchentliches Taschengeld und hatte ungefähr 160 Dollar zusammengespart. Nicht genug, um ganz bis nach New York zu kommen, nicht

wenn ich unterwegs für Benzin, Essen und Motels bezahlen musste.

»Ich habe mit jemandem bei der College-Jobvermittlung geredet. Es gibt eine freie Stelle in einem Fotostudio oben in Dallas.«

Dort würde ich eine Weile arbeiten, Geld zusammensparen und mir dann einen Job näher an den Niagarafällen suchen. Jedenfalls war das der Plan.

Sie schniefte. »Wenn du gehst, wirst du niemals zurückkommen.«

Es war eine Verkündigung, bitter und unwiderruflich.

»Doch, ich verspreche es ...«

»Nein.« Sie versteifte sich und ihre Tränen versiegtgen genauso schnell, wie sie gekommen waren. »Ich meine es ernst, Evie. Du wärst hier nicht mehr willkommen. Du wärst eine von denen.«

Die Paranoia. Ich wusste, dass es eine Krankheit war, aber einen Namen dafür zu kennen machte es auch nicht besser.

»Ich werde immer deine Tochter sein.«

Sie schob mich von sich fort. »Wenn das wahr wäre, würdest du mich nicht verlassen. Wenn du gehst, bist du nicht mehr meine Tochter.«

Ihre Worte sanken in meinen Magen wie Bleigewichte. Es war kein Schock, nur Resignation. Vielleicht hatte ich immer gewusst, dass es früher oder später darauf hinauslaufen würde.

»Ich liebe dich, Mama«, flüsterte ich, und die Endgültigkeit schmerzte.

Als würde sie endlich begreifen, dass ich es ernst meinte, weiteten sich ihre Augen und füllten sich mit Zorn.

»Du wirst da draußen keine Sekunde überleben. Keine einzige verdammte Sekunde, hörst du? Du hast doch gar keine Ahnung, was für Dinge da draußen geschehen ...«

»Doch, Mama. Denn du hast mir jeden Tag, an den ich mich erinnern kann, davon erzählt. Glaubst du denn, dass hier niemals etwas Böses passiert? Dass ich hier sicher bin, nur weil ich hier gefangen bin? Was war denn mit Allen?«

Ihr Kopf zuckte zurück, als hätte ich sie geschlagen, und in gewisser Weise hatte ich das auch. Wir redeten niemals darüber, nicht einmal mit dem Therapeuten.

Mama war ein paarmal mit Männern ausgegangen, als ich noch sehr jung war, als sie noch das Haus verließ. Der letzte Mann, mit dem sie zusammen war, hieß Allen. Er war so verständnisvoll gewesen und hatte ihren Wunsch akzeptiert, die Abende lieber zu Hause zu verbringen, anstatt irgendwohin auszugehen, auch wenn es bedeutete, dass ihre kleine Tochter immer im Weg war. Meine Mutter nahm ihre Pillen und ging schlafen, und er schlich sich in mein Zimmer.

Eines Nachts erwischte sie ihn auf frischer Tat. Sie warf ihn am nächsten Tag aus dem Haus und in jenem Herbst blieb ich zu Hause, um privat unterrichtet zu werden, statt in die neunte Klasse zu gehen.

Danach hatte sie aufgehört, Männer kennenzulernen. Sie hörte auch auf, das Haus zu verlassen. Die Welt war zu angsteinflößend. Nun, ich hatte auch ein bisschen Angst, aber noch mehr fürchtete ich mich davor, hier zu verrotten. Zumindest hatte ihre Abkapselung mir ermöglicht, den Führerschein zu machen und diese Rostlaube zu kaufen, mit der ich jede Woche einkaufen fuhr. Es war ein Kürbis, der sich in eine Kutsche verwandelt hatte, um mich von hier fortzubringen.

Mit etwas weicherer Stimme sagte ich: »Ich bin nicht böse auf dich wegen dem, was geschehen ist. Es war nicht deine Schuld.«

Ihre Nasenflügel bebten. »Du undankbares Miststück. Ich habe dich ihm vorgezogen. Ist das dein Dank dafür? Dass du mich verlässt?«

Ich richtete mich auf. »Ich gehe jetzt. In ein paar Tagen rufe ich an, um dir Bescheid zu geben, dass ich angekommen bin.«

Ein Teller landete wie ein Frisbee zu meinen Füßen, harmlos scheppernd krachte er auf den Boden – bruchfest. Ich warf mir den Rucksack über die Schulter und ging zur Tür. Eine Schüssel mit Orangen kullerte um meine Füße. Eine Tasse prallte an mein Bein.

Sie schrie mir hinterher und ich ging weiter. Ich hätte mit mir zufrieden sein sollen. Endlich bekam ich, was ich wollte. Ich hatte es getan. Es war ein Sieg. Aber ich konnte das Gefühl nicht abschütteln, dass ich etwas Wichtiges zurückließ.

Nicht jeder, der wandert, ist verloren. Ich wusste es und glaubte es, aber in diesem Moment, als meine Mutter schluchzend Obszönitäten ausstieß, während ich in meinem zehn Jahre alten Honda davonfuhr, fühlte ich mich sehr allein und ein kleines bisschen verloren.



## ZWEI

*Die Niagarafälle markieren die Grenze zwischen  
den Bundesstaaten Ontario in Kanada und  
New York in den USA.*

Am späten Nachmittag bemerkte ich, dass ich irgendwo falsch abgebogen war. Ich war erst 300 Kilometer von zu Hause entfernt. Der dreispurige Highway hatte sich zu einer Fahrspur auf jeder Seite verengt, flankiert von tiefen Gräben und weiten Feldern.

Bisher hatte ich immer nur gelegentliche wöchentliche Besorgungen mit meinem Wagen gemacht, und jetzt fuhr ich quer durch Texas – das mir so groß und weitläufig wie die Welt erschien. Die Schilder änderten sich, sobald ich unsere kleine Stadt verlassen hatte. Andere Farben, andere Markierungen als auf der Karte, und schon bald wusste ich nicht mehr, wo ich war.

Ich überlegte umzudrehen, aber ich fuhr jetzt schon seit zwei Stunden auf dieser Straße. Bis ich die Schnellstraße wieder erreicht hätte, wäre es längst dunkel. Möglicherweise verpasste ich sie erneut und machte alles nur noch schlimmer. Außerdem war ich müde, hungrig und musste dringend aufs Klo.

Auf einem Ausfahrtsschild waren kleine Piktogramme für Essen, Benzin und Übernachtung abgebildet. Ich bog auf eine schmalere Straße ab, die ebenfalls leer und verlassen dalag. Die Straßendecke war einigermaßen eben und die reflektierenden Mittelstreifen wirkten beruhigend, als könnte ich nicht allzu weit von der

Zivilisation entfernt sein, wenn man so viel Wert auf gute Straßenqualität legte.

Schließlich erblickte ich ein Stück voraus eine Ansammlung von Gebäuden, daneben eine Reihe von Sattelzügen an den Tanksäulen. Es sah aus wie eine Tankstelle mit Komplettangebot – die aktuellen Tagesgerichte wurden neben den Benzinpreisen aufgelistet, in einem Fenster leuchtete ein Zimmer-frei-Schild.

In dem winzigen Tankstellengebäude saß ein großer, halb kahler Mann hinter dem Tresen und ließ sich von einem kleinen Ventilator Luft ins Gesicht blasen. Er musterte mich auf eine Weise von oben bis unten, bei der mir ein bisschen mulmig wurde.

»Wie viel?«

»Wie bitte?«, stammelte ich.

Irgendwie hatte mein Gehirn einen Assoziationsprung zu etwas Unanständigem gemacht, als hätte er mich gefragt, wie viel es kosten würde, mit mir zu schlafen.

Dämlicher Gedanke.

»Wie viel Benzin?« Er deutete mit dem Kopf auf meinen Wagen, der an der Tanksäule stand.

Ich ließ den angehaltenen Atem ausströmen und fühlte mich dumm. Wie hatte ich so etwas nur denken können? Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich ihm niedere Absichten unterstellt hatte. Das war die Paranoia, die da aus mir sprach, die auf mich abgefärbte Angstneurose der Belehrungen, die meine Mutter mir mein Leben lang eingetrichtert hatte. Schnell schüttelte ich den peinlichen Staub der Furcht ab, bezahlte das Benzin und nahm mir ein Zimmer für die Nacht.

Die 40 Dollar rissen ein nicht unbeträchtliches Loch in mein Budget, aber das muffige Bett und die alten

Spanplattenmöbel waren sicherlich bequemer als der Rücksitz meines Wagens. Und obendrein hatte die Tür ein dickes, glänzendes Schloss, das aussah, als wäre es erst vor Kurzem ersetzt worden, und einen Riegel, der sich nur von innen öffnen ließ. Nachdem ich alle möglichen Zugangspunkte zum Zimmer untersucht hatte, schalt ich mich erneut für meine Paranoia.

Mein Magen knurrte. Die Limonade, die ich mir gekauft hatte, würde mich nicht über die Nacht bringen. Vielleicht konnte ich mir noch eine Tüte Chips besorgen.

Meine Jeans und mein T-Shirt fühlten sich nach der langen Fahrt abgetragen und etwas einengend an, also zog ich sie aus und tauschte sie gegen ein locker sitzendes Sommerkleid ein, das bis unter meine Knie reichte. Es war weiß und luftig und ging am Saum in ein helles Babyblau über. Ich hatte es vor etwa einem Monat aus einem spontanen Impuls heraus bei Walmart gekauft, aber bis heute noch nie getragen. Meine Mutter hätte gesagt, es würde Männer dazu einladen, mit mir zu sündigen. Ich fand es hübsch und normal und hoffte, dass es mir helfen konnte, ein bisschen Selbstbewusstsein vorzutauschen. Ich steckte 20 Dollar und die Zimmerschlüssel in mein Portemonnaie und machte mich auf den Weg.

Mein Honda kühlte in der Nachtluft direkt vor meinem Zimmer ab, aber es wäre unsinnig gewesen, ein so kurzes Stück mit dem Wagen zu fahren. Die Gebäude der Tankstelle, das Schnellrestaurant und die Motelzimmer drängten sich in der Mitte einer großen asphaltierten Fläche zusammen, umgeben von einer noch größeren Ebene ungenutzten Farmlandes. Die anderen Zimmer, an denen ich vorbeiging, schienen unbelegt zu sein, die Fenster waren dunkel und die Parkplätze leer.

Ich fühlte mich winzig klein hier draußen. Würde es jetzt immer so sein? Jetzt, da ich frei war? Unsere Abgeschiedenheit zu Hause hatte uns mehr als nur Sicherheit gegeben. Auch ein aufgeblasenes Gefühl des Stolzes, das das große Ganze unwichtiger machte und unsere eigene Wichtigkeit erhöhte. Auf diesem verlassenem Gehweg mitten im Nirgendwo war mir überdeutlich klar, wie unbedeutend ich war. Es wusste nicht einmal jemand, dass ich hier war. Niemand würde sich Sorgen machen.

Als ich um die Ecke bog, sah ich, dass die Lichter im Tankstellengebäude aus waren. Stirnrunzelnd versuchte ich es an der Tür, aber sie war verschlossen. Einen Moment lang wirkte es sehr surreal, als wäre sie nie offen gewesen, als wäre dies alles nur ein Traum.

Unbehagen überkam mich, doch dann drehte ich mich um und sah den Sonnenuntergang. Er leuchtete in einer Sinfonie von Farben, die Purpur-, Orange- und Blautöne zu einem überwältigenden Gemälde verschmolzen. Eine solche Schönheit gab es nicht in der kleinen, aber ver-smogten Stadt, aus der ich kam und deren Skyline von dem Baum in unserem Hinterhof aus gerade eben sichtbar war. Dieser Himmel hier sah beinahe unwirklich aus, so kräftig und pulsierend, fast schon grell und blendend, als hätte ich mein ganzes Leben in Schwarz-Weiß verbracht und plötzlich die Farben entdeckt.

Ich legte die Hand an die Stirn und staunte nur ehrfürchtig.

Mein Gott, war das eins der Dinge, die ich verpasst hatte? Was gab es noch dort draußen an Unvorstellbarem?

Ich überlegte kurz, zurückzugehen und meine Kamera zu holen, aber zum ersten Mal hatte ich gar nicht den Wunsch, etwas fotografisch festzuhalten. Meine Abhängigkeit von



der Fotografie lag zum Teil darin begründet, dass ich nie gewusst hatte, wann ich wieder etwas zu sehen bekommen würde, wann ich wieder nach draußen kommen würde. Ich war geizig mit jedem einzelnen Foto umgegangen, hatte sie sorgfältig in meinen digitalen Taschen versteckt. Aber jetzt konnte ich so lange, wie ich wollte, draußen in der Freiheit sein. Ich konnte die Farben einatmen und die Leuchtkraft in der Luft riechen.

Eine Art ausgelassenes Lachen entfuhr mir, Erleichterung und Aufregung zugleich. Von Freude erfüllt schaute ich zu den ordentlich aufgereihten Sattelzügen an der Seite der Parkfläche. Ihre Motoren schwiegen, die Nachtluft war reglos. Die einzige Störung: Ein Mann lehnte an der Seite eines der Trucks. Zarter weißer Qualm kräuselte sich von seiner Zigarette in den Himmel. Sein Gesicht war von der Dunkelheit verhüllt.

Mein Lächeln verblasste. Ich konnte seinen Gesichtsausdruck nicht sehen, aber eine Alarmglocke schrillte in meinem Kopf. Ich spürte seine Wachsamkeit, trotz der lässigen Haltung seines Körpers. Sein Blick fühlte sich heiß auf meiner Haut an. Während ich den Sonnenuntergang beobachtet hatte, hatte er mich beobachtet.

Als er sich plötzlich aufrichtete, erstarrte ich. Hatte ich mich noch vor einer Sekunde frei gefühlt, so stürmten jetzt wieder die Warnungen meiner Mutter auf mich ein, drohten mich zu überwältigen. Würde er auf mich zukommen? Mir etwas tun, mich überfallen? Es würde nur ein paar Minuten dauern, zu meinem Zimmer zurückzurennen – konnte ich vor ihm dort sein? Aber er hob nur die Hand und deutete auf die Seite des Gebäudes. Zögernd ging ich zur Ecke und entdeckte einen weiteren Eingang, den Eingang zum Schnellrestaurant.

Unsicher hob ich die Hand zum Dank. Nach einem kurzen Moment nickte er.

»Paranoid«, tadelte ich mich selbst.

Das Restaurant war außen mit Metall verkleidet, ein Retrolook, der wahrscheinlich noch original war. Schiefe Metalljalousien hingen vor den grünen Fenstern, in denen ein GEÖFFNET-Leuchtschild flackerte.

Drinnen säumten türkisfarbene Sitzbänke und braune Tische die Wände. Eine Kellnerin blickte hinter dem Tresen von ihrer Zeitschrift auf. Ihr Haar war dunkelblond, dunkler als meins, und zu einem Knoten hochgebunden. Eine dicke Schicht klumpiger Puder und ein roter Lippenstift hielten noch die Stellung, aber ihre Augen sahen blutunterlaufen und müde aus.

»Hab schon gehört, dass wir einen Übernachtungsgast haben«, sagte sie und nickte mir zu. »Der erste in diesem Jahr.«

Ich blinzelte. Es war eine kühle Aprilmacht. Wenn ich der erste Motelgast des Jahres war, dann war hier schon lange niemand mehr eingekehrt.

»Was ist mit den ganzen Trucks da draußen?«

»Oh, die Jungs schlafen in ihren Kabinen. Diese neuen abgefahrenen Ledersitze sind wahrscheinlich zehnmal bequemer als die alten Matratzen, die mit weiß Gott was gefüllt sind.« Sie lachte über ihren eigenen Scherz und entblößte dabei eine gerade Reihe leicht grauer Zähne.

Ich rang mir ein sprödes Lächeln ab und setzte mich an einen der Tische. Sie kam mit einem Notizblock und einem Stift herbeigeschleudert.

»Wir sehen hier normalerweise nicht viele junge Frauen, die so hübsch sind wie Sie. Vor allem allein. Haben Sie niemanden, der auf Sie aufpasst?«

Die Worte wurden wie ein Vorwurf ausgesprochen und machten aus einem Kompliment eine Warnung.

»Ich bin nur auf der Durchreise«, sagte ich.

Sie schnaubte. »Sind wir das nicht alle? Okay, Darling, was soll's sein?«

Unter ihrem ausdruckslosen Blick blätterte ich durch die klebrigen Seiten der Speisekarte und versuchte den muffigen Geruch zu ignorieren, der davon aufstieg. Die Frühstücksgerichte erschienen mir am sichersten. Ich hoffte, dass bei Pfannkuchen die Gefahr einer Lebensmittelvergiftung geringer war als bei einem Steak.

Nachdem die Kellnerin meine Bestellung aufgenommen hatte, saß ich wartend da und klopfte mit den Fingern einen unregelmäßigen Rhythmus auf die Resopalplatte. Ich war ein bisschen nervös – kribbelig, obwohl es keinen Grund dafür gab. Alle waren freundlich gewesen. Nicht gerade herzlich, aber ich war ja auch eine Fremde. Hatte ich etwa erwartet, mich gleich mit den ersten Menschen, denen ich begegnete, anzufreunden?

Ja, das hatte ich, wie ich mir etwas verlegen eingestand. Von der Überzeugung meiner Mutter, dass alle nur darauf aus waren, mir etwas anzutun, hatte ich mich nicht anstecken lassen, aber ebenso wenig waren alle wild darauf, mir zu helfen. Es konnte sicher nicht schaden, einen Teil des Misstrauens, das Mom in mich eingepflanzt hatte, zu bewahren. Ein Trucker-Rasthof war nicht gerade der geeignete Ort, um Menschen kennenzulernen und langfristige Freundschaften zu schließen. Das musste bis später warten, wenn ich meinen Job angetreten hatte. Nein, sogar so lange, bis ich genug gespart hatte, um die Niagarafälle zu erreichen. Dann konnte ich mich entspannen.

Als das Essen kam, kostete ich genüsslich vom übersüßen Sirup, in dem die Pfannkuchen getränkt waren. Das Zeug ruinierte meine Zähne, hätte meine Mutter jetzt gesagt. Tja, sie war nicht hier; nur eine kleine Rebellion, aber eine befriedigende und köstliche.

Die Türglocke bimmelte und ich blickte auf und sah einen Mann hereinkommen. Sein hellbraunes T-Shirt hing locker herab, während eine Jeans sich um seine langen Beine schmiegte.

Er war groß, kräftig – und ansonsten eher unscheinbar. Er hätte zu jedem Truck auf dem Parkplatz gehören können, aber irgendwie wusste ich, dass es der Mann war, der mich beobachtet hatte.

Sein Gesicht war im Schatten verborgen gewesen, aber jetzt konnte ich erkennen, dass er ein kantiges Kinn mit dunklen Bartstoppeln hatte und einen Mund, dessen Winkel leicht hochgezogen waren. Doch selbst diese markanten Merkmale verblassten gegenüber der tiefen Intensität seiner Augen, die sowohl tragisch als auch Furcht einflößend war. Diese Augen waren so braun und bodenlos, dass ich in sie hätte hineinfallen können. Das Erschreckendste dabei war, wie er mich anschaute – so dreist und unverschämt. Besitzergreifend, als hätte er das Recht, mich anzusehen, mir in die Augen zu starren und hinab in meinen Ausschnitt, um meinen Körper zu taxieren.

Plötzlich fühlte ich mich unbehaglich in diesem Kleid, als würde es zu viel enthüllen. Ich wünschte, ich hätte mich nicht umgezogen. Und was noch verstörender war: Ich wünschte, ich hätte auf meine Mutter gehört. Ich blickte wieder auf meine Pfannkuchen, aber mein Magen fühlte sich schon überdehnt an, vollgestopft mit der klebrigen Masse, die ich bereits gegessen hatte.

Ich wollte aufstehen und gehen, aber die Kellnerin war nicht zu sehen, und ich musste noch bezahlen. Außerdem wäre es ja wohl albern wegzurennen, nur weil mich ein Mann anschaute. Das war genau das, was meine Mutter getan hätte.

Damals, als wir noch das Haus verließen, reichte es aus, wenn uns jemand im Supermarkt einen kurzen Blick zuwarf. Sofort mussten wir in den Wagen fliehen, wo sie ihre Atemübungen machte, bis sie wieder in der Lage war, uns nach Hause zu fahren. Ich versuchte, dem zu entkommen. Ich war dem entkommen. Ich würde nicht dorthin zurückkehren, nur weil mich ein Mann mit hübschen Augen anglotzte.

Trotzdem war es irritierend. Als ich durch die Wimpern zu ihm hinüberschielte, begegnete ich seinem Blick. Er hatte sich so hingesezt, dass ich genau in seinem Sichtfeld war. Hätte er nicht ein bisschen zurückhaltender sein sollen? Aber andererseits wusste ich auch nicht, was wirklich normal war. Ich hatte keine Ahnung von normaler sozialer Interaktion. Also senkte ich den Kopf und stocherte in meinen pampigen Pfannkuchen herum.

Sobald mir die Kellnerin die Rechnung brachte, würde ich gehen. Ganz einfach. Einfach für jemanden, der nicht paranoid oder verrückt war. Und das war ich nicht – meine Mutter war es, nicht ich. Ich konnte es tun.

Als die Kellnerin wieder auftauchte, ging sie direkt zu seinem Tisch. Ich malte mit der Gabel kleine Kreise in den braunen Sirup, um ihn nicht ansehen zu müssen. Worüber die beiden redeten, konnte ich nicht verstehen, ich vermutete aber, dass er seine Bestellung aufgab.

Schließlich kam die Kellnerin an meinen Tisch, mit einem sehr viel reservierteren Gesichtsausdruck als zuvor.

Fast schon vorsichtig. Ich verstand es nicht ganz, verspürte aber das Flattern der Nerven in meinem vollen Bauch.

Sie zögerte, als suchte sie nach den richtigen Worten. Oder vielleicht wünschte sie, sie müsste es nicht sagen. »Der Mann dort drüben hat Ihr Essen bezahlt. Er würde sich gerne zu Ihnen setzen.«

Ich blinzelte, verstand nicht ganz. Die Freundlichkeit in ihrer Stimme verunsicherte mich. Das war mehr als nur ein schlechtes Gewissen – es war Mitleid.

»Tut mir leid.« Ich rang mit den Worten. »Ich habe schon gegessen. Ich bin fertig.«

»Sie haben noch was auf dem Teller. Ist aber auch egal, wie viel Sie essen wollen.« Sie zögerte und reihte dann sorgfältig die Worte zu einem Satz zusammen. »Er bittet um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft.«

Mein Herzschlag beschleunigte sich, erste Furcht regte sich.

Wahrscheinlich hätte ich mich geschmeichelt fühlen sollen und auf gewisse Weise tat ich das auch. Er sah gut aus und ich war ihm aufgefallen. Natürlich war ich die einzige Frau hier, abgesehen von der Kellnerin, also war es keine große Leistung. Aber ich war nicht darauf vorbereitet, einer solchen Bitte nachzukommen. War es normal, dass man das Essen einer fremden Frau bezahlte?

Es war ganz klar, dass ich Nein sagen sollte. Was auch immer er von mir wollte, konnte ich ihm nicht geben, also ging es nur noch darum, ihn möglichst freundlich abzuwimmeln.

»Bitte sagen Sie ihm, dass ich ihm für das Angebot danke. Ich weiß es zu schätzen, wirklich. Aber ich bin fertig mit meinem Essen und ziemlich müde, deshalb fürchte ich, dass er sich nicht zu mir setzen kann. Geschweige denn für mein Essen bezahlen. Und ich hätte jetzt gern die Rechnung.«

Ihre Lippen wurden schmal. Kleine Linien bildeten sich zwischen ihren Augenbrauen und mit zunehmendem Unbehagen registrierte ich noch etwas anderes in ihrem Gesicht: Angst.

»Hören Sie, ich weiß, dass Sie nicht aus der Gegend sind, aber das da ist Hunter Bryant.« Als ich keine Reaktion auf seinen Namen zeigte, vertiefte sich ihr Stirnrunzeln. »Ein kleiner Rat von Frau zu Frau: Es gibt Männer, zu denen man nicht Nein sagt. Hat Ihre Mutter Sie denn nie vor solchen Männern gewarnt?«

Mir war immer beklommener zumute. Meine Mutter hatte mich gewarnt, viele Male, aber ich hatte es nicht glauben wollen.

Nein, ich weigerte mich, es zu glauben.

Die Welt war kein schrecklicher Ort, an dem eine Frau ständig Angst haben musste. Also konzentrierte ich mich ganz auf meine Verärgerung wegen der Belästigung. Die ganze Sache war sehr unangenehm und ich wusste nicht, wie ich aus ihr herauskommen sollte, ohne ihn zu beleidigen – oder sie, weil sie eine einfache Bitte nicht verstand und ihren Job erledigte. Sie hatte die Frage überbracht und eine Antwort erhalten.

Ich artikulierte jedes Wort deutlich, als hätte sie Probleme, mich zu verstehen, und vielleicht war es ja auch so. Auf jeden Fall hörte sie mir nicht zu. »Es tut mir leid, aber ich werde nicht mit ihm essen. Ich bin fertig. Bitte bringen Sie mir die Rechnung und ich bezahle selbst für mein Essen.«

Sie runzelte die Stirn. »Sie sind ganz schön vorlaut.«

Ich zog ein bisschen den Kopf ein. Ich wollte nicht vorlaut sein. Und ich wollte auch wirklich niemanden vor den Kopf stoßen. Aber es schien unvermeidbar zu sein.

Jeder kleine Fehltritt war ein Tiefschlag für mein mageres Selbstbewusstsein. Ich war auf die großen Probleme vorbereitet. Eine Wohnung zu finden, mit Geld umzugehen. Quer durch das Land zu fahren. Irgendwann jemanden kennenzulernen und herauszufinden, ob ich wie eine normale Frau Sex haben konnte nach dem, was geschehen war.

Ich hatte nicht meine völlige Unkenntnis der gesellschaftlichen Umgangsformen bedacht. Wie tausend winzige Schnitte rissen sie mich in Stücke, noch bevor ich überhaupt das Ziel meiner Reise erreicht hatte.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte ich und meinte es auch so. Was auch immer in diesem Moment das Richtige war, was ich tun oder sagen sollte – ich wusste es nicht.

Aber ich konnte mich nicht darauf einlassen, mit ihm zu essen, ihn meine Mahlzeit bezahlen zu lassen, und ihm dann ... was zu schulden? Was war das korrekte Verhalten, wenn ein Mann einen zum Essen einlud? Ein Gutenacht-kuss? Oder mehr? Ich wusste es nicht. Aber ich wusste, dass er mir Unbehagen bereitete. Wenn ich bei dieser Kellnerin schon in jedes verfügbare Fettnäpfchen trat, würde es bei ihm noch viel schlimmer sein. Selbst aus mehreren Tischen Entfernung bekam ich von seinem dunklen Blick einen Knoten in der Zunge.

»Ich kann nicht«, flüsterte ich im Versuch, sie von der Dringlichkeit meiner Situation zu überzeugen. Von der Unmöglichkeit.

»Wie Sie meinen.« Ein seltsames Licht erschien in ihren Augen, vielleicht ein Leuchten der Erinnerung. »Vielleicht machen Sie es genau richtig. Es endet immer auf die gleiche Weise. Da kann man genauso gut die Kontrolle behalten, solange es geht.«



Bei diesen Worten lief es mir kalt den Rücken hinunter.

Ich fummelte in meinem Portemonnaie herum. »Ich brauche die Rechnung nicht. Hier, das sollte reichen.«

Der 20-Dollar-Schein, den ich auf den Tisch legte, war vermutlich deutlich mehr, als das Essen inklusive Trinkgeld kostete, und ich konnte es mir eigentlich nicht leisten, so großzügig zu sein. Aber genauso wenig konnte ich auch nur eine Minute länger hierbleiben, durchbohrt von seinem Blick und verschreckt von dem uralten Schmerz in ihrem.

Indem ich demonstrativ nicht zu ihm hinsah, schlüpfte ich zur Tür hinaus und huschte über den rissigen Asphalt, bis ich mein Zimmer erreichte. Ich schloss die Tür und ließ den schweren Riegel einrasten, um sie zu verammeln.



## DREI

*Der erste Mensch, der die Niagarafälle zu Gesicht bekam und eingehend beschrieb, war ein französischer Priester, der im Jahre 1678 eine Expedition begleitete.*

Meine Haut kribbelte immer noch, als ich mich in meinem Motelzimmer verkroch. Irgendwas an dem Mann war mir nicht geheuer. Die Art und Weise, wie er mich angesehen hatte, so durchdringend, so enervierend, hatte alle möglichen animalischen Instinkte in mir ausgelöst, die ich nicht genau interpretieren konnte. Alles, was ich wusste, war, dass ich ihm besser aus dem Weg ging.

Zur Sicherheit hängte ich noch den kleinen Haken an der Tür ein. Mit einem Seitenblick auf die schweren Vorhänge schickte ich ein stummes Dankgebet zum Himmel für die dicken Metallstangen vor dem Fenster.

Im Schnellrestaurant, wo selbst die Kellnerin eingeschüchtert gewirkt hatte, hatte ich mich wehrlos gefühlt. Aber jetzt war ich sicher in meinem Motelzimmer untergebracht und hier würde ich auch bis zum Morgen bleiben. Ein bisschen fühlte es sich wie ein Versagen an, wie ein Rückfall in alte Gewohnheiten, aber ich betrachtete es eher als strategischen Rückzug. In Little Rock würde alles anders werden, und auch das nur, bis ich genug Geld gespart hatte, um weiter nach Norden zu ziehen.

Eine Dusche stand als Nächstes auf der Tagesordnung, also ging ich quer durch den abgedunkelten Raum und stieß prompt mit dem kleinen Tisch in der Essecke zusammen.

»Autsch«, murmelte ich.

Hatte der Tisch auch vorher schon in direkter Linie von der Tür aus gestanden? Ich war mir nicht einmal sicher, wo sich die Lichtschalter befanden. Als ich das Zimmer zum ersten Mal betreten hatte, war es noch hell gewesen, das Sonnenlicht war durch das Fenster hereingefallen – durch die offenen Vorhänge. Jetzt waren sie geschlossen. Das hatte ich sogar in der Dunkelheit deutlich erkennen können, die vertikalen Linien, wo man vorher die Gitterstäbe vor dem Fenster hatte sehen können.

Es lief mir kalt den Rücken herunter. Wer hatte die Vorhänge geschlossen? War jemand in meinem Zimmer gewesen, während ich zum Essen gegangen war?

Der Zimmerservice. Es war bestimmt das Zimmermädchen gewesen. Bitte, lieber Gott, lass es das Zimmermädchen gewesen sein.

Einen Moment lang stand ich erstarrt vor Furcht und Unentschlossenheit da, dann zwang ich mich weiterzugehen. Meine ausgestreckten Hände stießen auf die kühlen Wände und ich tastete umher, bis ich den Lichtschalter fand. Ich schnippte ihn an und die Lampe überflutete das Badezimmer mit blendend gelbem Licht.

Mein Herz schlug ein paar Sekunden lang wie wild, als all die Dinge, die mir meine überreizte Fantasie ausgemalt hatte, nicht geschahen. Da war nichts weiter als ein leeres, schäbiges, nicht ganz sauberes Motelbadezimmer. Eine Dusche mit einem fragwürdig vergilbten Duschvorhang, ein Waschbecken, eine Toilette. Keine Bestien oder Monster in Sicht. Keine gruseligen Männer mit bösen Absichten.

Ich warf einen Blick zurück ins Zimmer, das jetzt vom Licht aus dem Bad schwach erhellt war. Das Bett war gemacht, mein Rucksack lag noch darauf, weit geöffnet,

nachdem ich das Kleid herausgenommen hatte. Der Tisch und der Stuhl standen in dem freien Bereich zwischen Bett und Wand, zu unauffällig für jemanden, der so blind und tollpatschig war wie ich.

Ich steigerte mich da in etwas hinein. Er war daran schuld. Der Mann im Schnellrestaurant mit seinem allzu wissenden Blick. Na ja, er war eben aufdringlich und unhöflich – und ich hatte die Nase voll davon, Angst vor Fremden zu haben.

Die Fliesen waren kalt unter meinen nackten Füßen. Schnell zog ich mich aus und fand Linderung unter dem warmen Wasser, das auf meine Haut regnete. Ich benutzte sogar die bitter riechende Seife, die in Papier gewickelt bereitlag, und ließ mich von ihrer herben Intensität trösten, bis ich mich gereinigt von der Anwesenheit dieses Mannes und wieder sicher fühlte. Und noch wichtiger: Ich war frei. Unabhängig. Genau das, wonach ich mich immer gesehnt hatte – obwohl ich nur wenig Erfahrung damit hatte. Vielleicht war es das, was mich so schreckhaft machte. Vielleicht war er ein ganz normaler Mann, ein netter Mann, und ich hatte nur voreilige Schlüsse gezogen.

Ich hatte mich immer als sehr selbstständig betrachtet. Bei dieser Mutter war mir keine andere Wahl geblieben. Ich kochte mir selbst mein Essen, wenn Mom mal wieder weggetreten war. Ich machte mich für die Schule fertig und nahm den Bus, denn sonst wäre eine Frau vom Jugendamt gekommen, was uns nur Scherereien eingebracht hätte. Sobald ich die Möglichkeit hatte, nahm ich den Nebenjob im Fotostudio an.

So viel Selbstständigkeit – und doch war es nicht das Gleiche, wie wirklich allein zu sein. Meine Mom war immer um mich herum gewesen. Selbst wenn ich mir verzweifelt etwas Privatsphäre gewünscht hatte, eine kurze Atempause

von ihrer ständigen, erdrückenden Angst, hatte ich sie nie bekommen. Jetzt war ich auf mich allein gestellt und musste mich irgendwie daran gewöhnen. Das war es doch, was ich gewollt hatte – nicht wahr?

Das dünne Motelhandtuch war schon klatschnass, nachdem ich mir ein paarmal über die Haut gewischt hatte. Ich betrachtete mich im Spiegel. Blassblondes Haar, das golden schimmerte, wenn es nass war. Hellbraune Augen, die bei bestimmtem Lichteinfall nussbraun aussahen. Ich hatte immer gedacht, das sei mein attraktivstes körperliches Merkmal, aber der eine Freund, den ich während der High School hatte, meinte, es seien meine Lippen. Wie zum Küssen gemacht, sagte er.

Dieser andere Mann, später, hatte es dann weniger diplomatisch formuliert, lapidarer: fickbar. Ich war zusammengezuckt, hatte instinktiv gewusst, wovon er redete, auch wenn ich es eigentlich nicht hätte wissen sollen. Moms Liste der entführten Mädchen hatte nie genauere Informationen darüber enthalten, was mit ihnen geschah. Sex war eine verschwommene Vorstellung für ein Mädchen, dass nur ein paarmal nach dem Unterricht geküsst worden war. Doch dann ließ Mom sich mit Allen ein und er sagte, meine Lippen seien wie dafür gemacht, einen anderen Ort als seinen Mund zu küssen, weiter unten, und er brachte mir bei, wie es ging, immer und immer wieder.

Zuerst hatte ich es über mich ergehen lassen, weil ich zu viel Angst davor hatte, meine Mutter mit einer Beichte aufzuregen. Aber dann wurde er immer gröber, immer zudringlicher und erschreckender und auch kribbelnd heiß auf eine Weise, die ich nicht ganz verstand. Eines Abends, als er nicht da war, versuchte ich meiner Mutter zu sagen, was geschehen war.



[www.skyewarren.com](http://www.skyewarren.com)

SKYE WARREN lebt mit ihrer Familie, mehreren süßen Hunden und einer eigensinnigen Katze in Texas. Skyes Bücher haben schon mehrmals die Bestsellerlisten der *New York Times* erobert. Sie bezeichnet ihre Romane als »dangerous romance«. Die dunkle psychologische Prosa fasziniert ihre Leser, verstört sie aber auch.

Infos, Leseprobe & eBook: [www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)